

Dossier – Reisen

Fliegen. Gehen. Fahren. Sehen.

Reisen bildet: Das Gewohnte sieht man erst von außen im richtigen Licht. Etwa: Wenn man mit anderen Kulturen und anderen Gewohnheiten konfrontiert wird. Naiv erlebte Episoden aus der Nichtraucher-Zone USA.

Eigentlich hatte ich ja vor, mir in den USA das Rauchen abzugewöhnen. Es gibt dafür kaum einen besseren Ort auf der Welt. Nirgendwo sonst fühlt sich ein Raucher dermaßen als personifiziertes Lungenkrebsgeschwulst. Und normalerweise hätte mir das Aufhören auch gelingen müssen: Ich halte mich für einen willensstarken Menschen. Vorweg genommen: Ich scheiterte. Und gar nicht grandios, sondern gleich nach der Landung am Dulles-Airport, Washington, USA. Im Nachhinein führe ich mein Versagen auf gesteigerte Nervosität zurück: Ich war nämlich gerade – so die probate Selbstlüge angesichts der soeben erfolgten Unterminierung meiner besten Absichten – in Washington, der „Mörderhauptstadt“, der Stadt mit den meisten Pro-Kopf-Tötungsdelikten der Vereinigten Staaten angekommen.

Dabei schmeckt die erste Zigarette, die ich beim Warten auf das Taxi hastig rauche, nicht wirklich. Und dies vor allem wegen der vorherrschenden Kombination von extremer Hitze und dampfbadartiger Luftfeuchtigkeit, welche mir spontane Schweißausbrüche mit begleitenden zarten Atembeschwerden beschert. Meine einzige Hoffnung: die Klimaanlage des hoffentlich bald eintreffenden Taxis. Erleichterung! Endlich wieder die gewohnten 20 Grad Celsius.

Von Räubern und Hunden

Das noble Marriott selber: eine Kreuzung aus Hotel und Shopping-Center, eine kleine „Mall“, der ganze gigantische Komplex selbstverständlich vollklimatisiert. Ich beziehe mein Zimmer, schalte den Fernseher auf CNN, stecke mein Notebook zum Aufladen an das Netz, genieße die erste Dusche – und zwar genau in dieser Reihenfolge. CNN meldet einen blutigen Raubmord in Florida. Ich hingegen bin (vorläufig) in Sicherheit. Für ein kurzes Wochenende zumindest. Danach will ich und muss ich weiter, aufbrechen zu einigen atmosphärischen Erkundungen im Silicon Valley, Kalifornien. Vorerst interessiert mich aber viel mehr, ein „Stück US-Normali-

tät“ kennen zu lernen. Ich löse also eine Tageskarte für die Metro. Und entdecke zu meiner Freude sogleich, dass selbst dieser unterirdische Mega-Verkehrsraum über weiteste Strecken klimatisiert ist.

Die naive Freude über diesen kühlenden Luxus endet unvermittelt. Und zwar durch eine absurde Wahrnehmung der Sonderklasse. Da prangt nämlich an einer Mülltonne („Trash“) unübersehbar ein ikonisches Symbol, das mir signalisiert, dass man hier keine Hunde hineinwerfen dürfe! Ich vergewissere mich noch vorsichtshalber, ob damit nicht vielleicht doch bloß die eigenmächtige Entsorgung von Hundekot gemeint sein könne. Nein, klar und unmissverständlich: ein durchgestrichener Hund! Eine ebenso unerwartete wie prägnante Botschaft: Man darf in der Metro keine Hunde wegwerfen! Zumindest nicht in diese Mülltonne.

Ich war von früheren Amerika-Aufenthalten ja bereits einiges gewohnt: Zum Beispiel dass auf jeder zweiten Bierflasche zu lesen ist, dass man davon betrunken werden kann und im Verkehr dann nicht mehr so sicher agiert. Ich kenne weiters die Aufkleber auf Bic-Feuerzeugen, mittels derer gewarnt wird, dass Kinder damit bei unachtsamem Umgang Brände auslösen können. Kurz: Ich kenne diese uns seltsam anmutenden Rückversicherungen der Industrie gegen die scharfen US-Produkthaftungsgesetze.

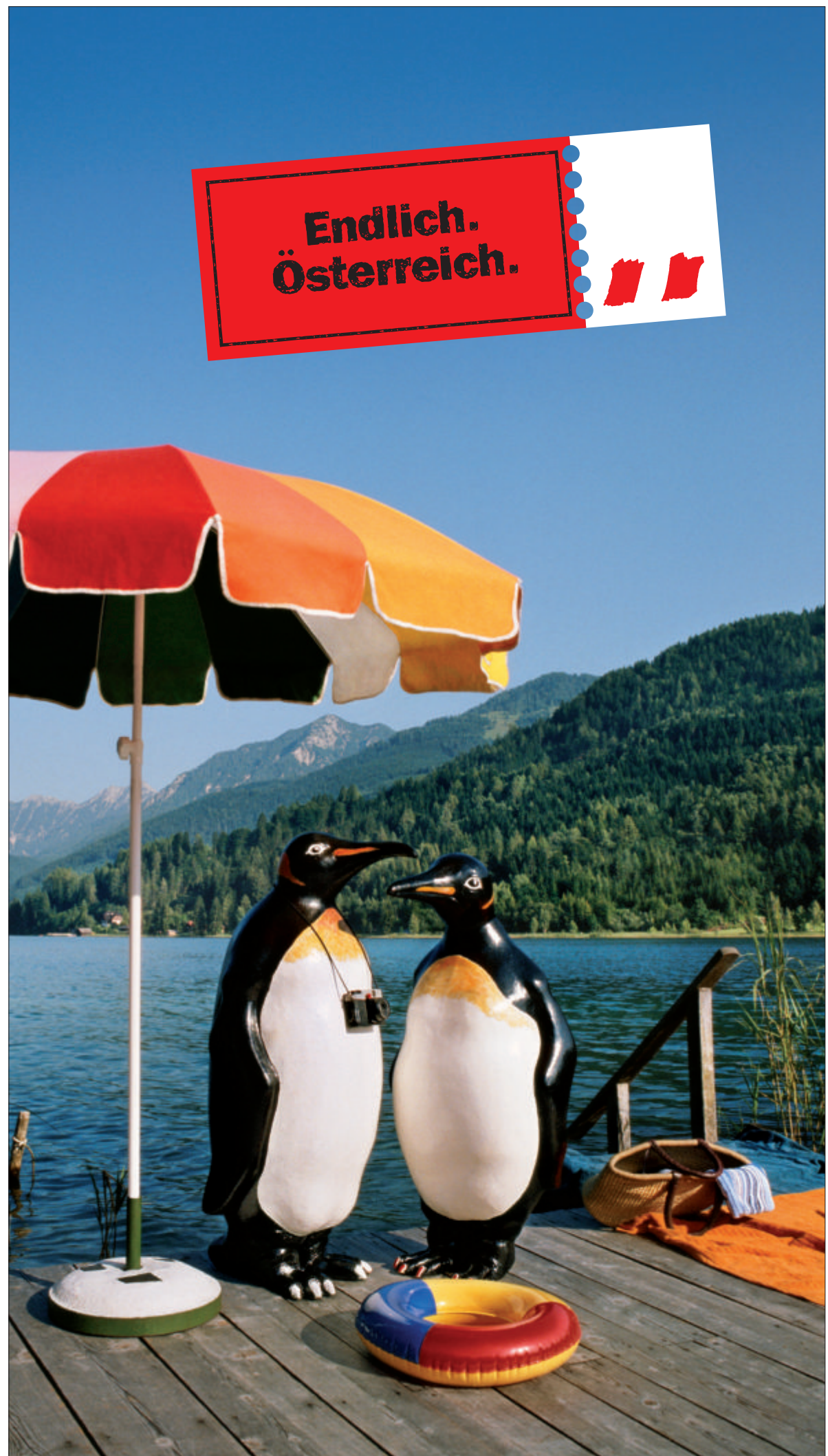
Aber das? Selbst die auf meiner vorigen Reise entdeckte Aufschrift auf einem Abfallkübel in einem Hamburger-Restaurant im Napa Valley nahe San Francisco mit der deutlichen Kernaussage, man dürfe nur die Speisereste hineinwerfen, keineswegs aber auch Besteck und Teller, verblasst unversehens neben der nunmehrigen Erkenntnis, dass es eines eigenen Hinweises bedarf, damit die Leute ihren ehemals geliebten „Hasso“ nicht zur Entsorgung in die nächste U-Bahn-Trash-Box werfen. Als ich mir später auf dem Rückweg von der Metro einen Farbnegativ-Film kaufe (ja, wirklich: ich fotografiere bisweilen noch analog), fällt mir erstmals der allseits übliche Abschiedsgruß besonders stark

auf: „Take care!“ Ich achte also auf mich, beschleunige meine Schritte auf dem Weg zurück zum Hotel. Und nehme prompt das Alltagsgeschehen viel deutlicher, somit leider auch erschreckender wahr. Denn: Vor einem hässlichen Monument im Regierungsviertel hat ein

Polizist gerade einen Verdächtigen gestellt. Der Mann steht mit erhobenen Händen und gegrätschten Beinen hilflos an den Denkmalsockel gelehnt. Irritierend daran: Von mir einmal abgesehen, scheint diese Szene jedoch niemanden zu kümmern. „Take care!“ – eine sinnentleerte

Floskel? Offensichtlich hat der US-Bürger gründlich „gelernt“, locker mit krassen Widersprüchen zu leben. Besser gesagt: sie in der Regel zu ignorieren, so zu tun, als wäre da nix Beachtenswertes.

Fortsetzung auf Seite 20



Und wann sagen Sie „Endlich Österreich“? Weitere Infos unter **0810 10 18 18** und **www.austria.info**